

Das so genannte narrative Interview

Kompetenz & Kritik an Rollenzuweisung

ekkehard schönwiese

Fritz Schütze sieht 1977 das narrative Interview als Spezialform des qualitativen Interviews, bei dem der Befragte aufgefordert wird "zu dem im Gespräch benannten Gegenstand zu erzählen". Vorausgesetzt wird, dass der zu Befragende eine entsprechende Kompetenz besitzt.

Der sich erinnernde Mensch zeichnet - er beschreibt nichts denn er hat weder Tinte noch Feder in der Hand - im Erzählen nach, was er an Bildern in sich sieht. Er kleidet sie in Worte, damit der/diejenige, der/die ihm zuhört, im Bilde ist, das heißt, sich eine Vorstellung von dem machen kann, was er hört.

Der Erzähler ist der aktive Teil, der Zuhörende der passive. Nun muss aber auch das Zuhören aktiv, wenn sich Bilder im Zuhörenden einstellen sollen. Das geht ja nicht von selbst, bzw. es braucht ein gewecktes Interesse, um sich der Bilder bewusst zu halten, die sich durch das Erzählen bei uns einstellen.

Wenn jemand erzählt sehe ich als Zuhörer jemandem in die Augen, sehe die Bewegungen im Gesicht und dazu Gesten der Hände und Haltungen des Körpers. Beim Abhören eines Textes kann ich die Augen schließen, mich ganz auf die Worte konzentrieren und mich auf die Bilderwelt einlassen, die die Worte entstehen lassen. Die begleitenden visuellen Vorstellungen sind sinnbildliche Übersetzungen des Gehörten, optische Markierungen. Selbst wenn der Erzähler etwas detailgetreu in realistischen Einzelheiten in Worten vermittelt, ist das, was beim Zuhörer ankommt, sinngemäß das Gleiche, keineswegs aber das Selbe.

Wenn ich zu einem Menschen komme, von dem ich etwas erzählt bekommen will und habe vorweg schon eine Vorstellung von dem, worauf ich ihn ansprechen will oder gar von dem, was ich hören will, wird es nie zu jenem Austausch von Bildern kommen, der die Magie des Erzählens ausmacht.

Der Begriff narratives Interview wird mir beim Nachdenken über das, was sich da an Schwingungen in der Kommunikation abspielt, wenn

jemand in sich hineinschaut und aus sich heraus sich Bilder aus seinem Leben vergegenwärtigt, immer fragwürdiger.

Der erzählende Mensch wird in seiner Kompetenz von dem, dem er etwas erzählt, in der Absicht, ein narratives Interview durchzuführen, in Frage gestellt.

Wenn ich einem Lebensgeschichten-erzähler zuhöre, erfahre ich nur etwas, d.h. können nur Bilder in mir entstehen, wenn ich keinen anderen von mir erdachten Gegenstand im Kopf habe als den, den mir der erzählende Mensch vorgibt.

Ich kann allenfalls nachfragen - kann auch erzählen, mit welchen Vorstellungen ich gekommen bin, um mich im selben Moment aber auch schon von ihnen zu trennen -, damit das Gehörte in mir plastischer zum Bild werden kann, aber bin nicht wirklich aufnahmefähig, wenn ich ein Interview führen will. Denn, was will ich denn, komme ich denn nicht, um etwas zu hören, das heißt, um mich führen zu lassen?

Besonders grotesk kommen in dem Zusammenhang Regeln zur Gesprächsführung bei narrativen Interviews vor. Es sollte eigentlich nur eine Regel geben: Höre mit der Absicht des Führens auf. Lass dich entführen!

Wenn ich ganz Ohr bin, kann dann

daraus irgendwann ein Gespräch entstehen, indem ich als Zuhörende aus der Rolle des Nehmenden heraustrete, aber das führt zu nichts, wenn davor nicht sozusagen alle Waffen abgelegt worden sind. Zunächst muss sich die Atmosphäre emphatischer Zuneigung eingestellt haben. Also weg mit

gezücktem Bleistift, mit Mikrophon und Kamera und allem, woran ich mich als narrativ Interviewführender festhalte, um führen zu können. Es geht zunächst um nichts anderes als um das mitfühlende Hören, das Zuhören und um die Bereitschaft, sich auf das Zugehörig-Sein einzulassen.

Ein Interview will etwas vorweg Bestimmtes vom Befragten wissen. Der mag kompetent antworten wie er will, er wird sich unter der Voraussetzung der Befragung zwar selbst einbringen, aber eben auf ein definiertes Ziel hin gerichtet, auf einen Gegenstand hin. Auch wenn er selbst mit seinen Erinnerungen der Gegenstand ist, ist er dazu aufgefordert, ihn (nämlich sich) als Gegenstand einzubringen und nicht sich selbst, der dann im Laufe seiner Erzählung auch auf einen gewünschten Gegenstand zu sprechen kommen kann. Aber dann bestimmt sein eigener Erinnerungsverlauf den Weg dorthin.

Frau Biborosch, eine der ältesten Zeitzeuginnen, erzählt aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und den Jahren danach.



Natürlich stellt sich auch dann noch die Frage, wie frei dieser Erzählverlauf ist. Auch wenn der Zuhörer sich ganz heraushält, hat doch der Erzählende an sich selbst eine Erwartungshaltung und erzählt im vorausseilenden Gehorsam das, wovon er glaubt, dass man es von ihm erwartet. Wie dieser Druck verringert werden kann, damit im Klima der Ruhe vom Erzählenden nur das bezeichnet, was an Bildhaftem in ihm unwillkürlich auftaucht, ist eine eigene Geschichte.

An dieser Stelle sei lediglich darauf verwiesen, dass die Methoden und Kategorien des narrativen Interviews für den Umgang mit lebensgeschichtlichen Erzählungen nur bedingt geeignet sind, deren Wert zu erkennen, weil sie den Interviewer in der Rolle des Aktiven sehen.

So hat Fritz Schütze noch ohne jedes weitere Hinterfragen der Kommunikation lediglich zwischen einem Problem zentrierten und einem narrativ-fokussierten Interview unterschieden. Beim ersteres sei mit einem Fragebogen zu sozialen Eckdaten zu beginnen, letztlich mit der Absicht, Datenmaterial in den Vergleich zu anderen Personen mit gleichen Eckdaten zu den vorformulierten Fragen setzen zu können. Das narrativ -fokussierte Interview lässt dem Erzählenden zwar den Raum des freien Erzählens, begrenzt diesen aber von den Voraussetzungen her schon auf ein bestimmtes Thema.

Bei diesen Vorgehensweisen soll der Befragte etwas abliefern, was vom Beginn an abgesteckt ist. Der Befragte ist ein Löwe, der sich frei im Käfig bewegt. Was kann man dabei wirklich von dem in Erfahrung bringen? Man könnte sich ja auch anders schützen, nämlich sich selbst in den Käfig begeben und sich anhören, wie der Löwe in der Freiheit (und nicht nach der Freiheit) brüllt.

Interviews dienen Erkenntnissen Dritter. Sie sind eine Vermittlungsmethode, Verhalten einer bestimmten sozialen Schicht, von Menschen mit sonst wie vergleichbaren Eckdaten zu erfassen, um zu bestimmten Erkenntnissen über eine vordefinierte Fragestellung zu erhalten.

Eine lebensgeschichtliche Erzählung dagegen fasst in Worte, was sich in vertrauter, vertrauensvoller Umgebung an Erinnerungen einstellt und

sich im Erzählen verwandelt. Hier geht es nicht um das Erfassen von Daten sondern darum, Erbe anzunehmen, bei dem der Bilderschatz von Erfahrung übergeben wird.

Erzählen tradiert (tra-do). Es ist ein Geschenk, das wir als Zuge - Hörende annehmen. Es öffnet eine Truhe, die mit Bildern voll ist. Es sind Weltbilder für die Räume unserer Wirklichkeit, vermittelt, um sie anzuschauen, nicht mehr uns nicht weniger. Sie begleiten uns. Oder wir verkaufen sie zur "themenspezifischen Datengewinnung", zur "Theoriegenerierung durch Induktion, Abduktion und Deduktion."

Es braucht keine Rechtfertigung durch den Nachweis von Erkenntnismöglichkeiten und den Zwecken von Identitäts- und Sinnkonstruktionen.

Lebensgeschichtliche Erzählungen werden anvertraut. Der Sinn liegt im Moment des Übergabens und wenn man so will, was da jemand loswerden will, wie sich da jemand entlastet, ohne Rechtfertigungsdruck.

Natürlich geht es da um Datenmaterial, das ein Zuhörender in sein Weltbild einordnet. Es wird erzählt, auf dass wir uns zu Eigen machen, aber vor allem, um es als Teil eines kollektiven Erbes weiterzugeben. Wir bekommen das Erzählte überantwortet, um verantwortungsvoll damit umzugehen.

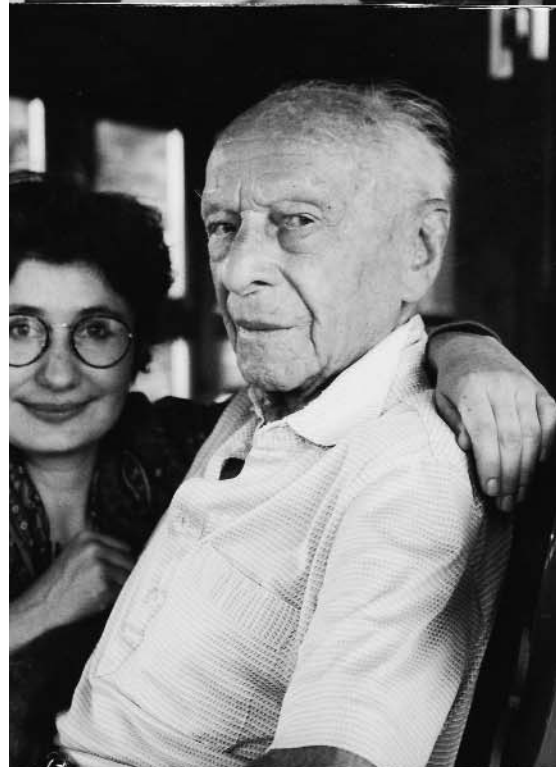
Natürlich werde ich mit dem Erbe etwas anfangen, wenn ich bereit bin, es anzunehmen. Das geht aber nicht nur durch den Kopf. Ich höre nicht zu, um etwas zu erforschen. Dabei klammere ich ja alles aus, was ich da jenseits von Worten abspielt.

Der Sinn erfüllt sich - wie bei jedem Spiel - im Moment und nicht im Verewigen durch das schriftliche Verwerten zur Untersuchung von interpretativen Wirklichkeitskonstruktionen.

Es scheint nur so, als wäre dieser Vorbehalt einer, der sich gegen den Erkenntniswert von Datenmaterial handelt. Nein, es ist Kritik am Verkennen von lebensgeschichtlichen Erzählungen, das zu Datenmaterial erniedrigt wird.

Lassen Sie mich das in einem Beispiel verständlich machen.

Wir öffnen die Kiste, sehen ein Stück Stoff, aus dem das Hochzeitskleid der Großmutter des Erzählenden gemacht worden ist und bekommen auch noch viele andere Gegenstände in die Hand, die uns etwas von früher



Sigi Ehrenreich; seine Erinnerungen reichen zurück in die Zeit der Donaumonarchie

rekonstruieren lassen. Oder wir nehmen diese Gegenstände, um sie anderen Zeitzeugen in die Hand zu geben, dass die sich anregen lassen, sich ihre Geschichte wieder zu holen, wie das im SeniorINNentheater gerne gemacht wird. Auch das ist mit einem erkenntnistheoretischen Gewinn verbunden.

Gut, wir denken dabei immer sehr schnell an andere, was andere an Erkenntnisse gewonnen sollen und halten uns selber dabei heraus. Und warum tun wir das? Warum? Darum: Wir klammern uns selbst um der so genannten Objektivierung Willen aus. Die Erkenntnis ist uns wichtig. Nun, aber sie ist es, die uns aus dem Paradies verstößt.

Und das Erzählen dagegen ist eine Einladung zum (befristeten) Besuch im wieder gewonnenen Paradies.

Ich gebe das alles vorweg zu bedenken, um nicht beim Sezieren die Seele des Erzählens aus den Augen zu verlieren. Ohne die Magie des Spielerischen und der nicht sezierbaren Schwingungen in der Interaktion bleiben die Rollen stereotyp.

Informationen, Worte, Botschaften, Rechtfertigungen etc. all das sind die analysierbaren Oberflächen, die in ihrer Sinnbildhaftigkeit auf Wirklichkeiten darunter und darüber hindeuten.

Der Interviewer hat keinen Spielraum. Er wird durch seine Werkzeuge und seine Verpflichtung einem Gegenstand gegenüber am Wahrnehmen der Erzählung gehindert. Er filtert, was er hört, nach den Kriterien seiner Kompetenz, die er über die des Erzählenden stülpt. Er verweigert sich dem Prinzip des Erzählens als Spiel, das im Ablauf der Begegnung das Rollenspektrum erweitert, zum Beispiel dadurch, dass der/die Fragende durch den/die Befragte in die Situation versetzt wird eine Geschichte aus ihrem/seinem Leben zu erzählen.

Spätestens da ist das Interview kein Interview mehr sondern, ja, was denn eigentlich? Ein Austausch, ein Geben und Nehmen im Wechselspiel von Empfindungen.

Jeder, der mit Interviews zu tun hat, kennt diesen Ärger: Ausgerechnet als ich das Mikrophon ausschaltete ist mir der Interviewte plötzlich mit der schönsten Geschichte dahergekommen. Oder: Als die Kamera noch nicht ausgepackt war, hat der mir die Geschichte erzählt, die dann nicht und nicht mehr aus ihm herauszubringen war.

Unabhängig vom Wissen um die

Grenzen von Interviews - sie sind in mehrfacher Hinsicht mit Käfigsituationen umschreibbar - ist es von Nutzen, sich der Strukturen im stereotypen Rollenverhalten zwischen Befragten und Befragte - Werden bewusst zu sein, um nicht den Zwängen dieser Rollenzuteilungen ausgeliefert zu sein.

Es ist jedenfalls keineswegs so, dass nur der Erzählende Zwängen und Zugzwängen ausgeliefert ist, und keineswegs ist es auch so, dass der Fragende das Spiel in der Hand hat. Das heißt, natürlich kann er das vorgeben, und a priori kein Wechselspiel zulassen, aber er verliert, um die Demonstration seiner Kompetenz zu erhalten, dabei sein Gehör. Die Zwischentöne, die Schwingungen der Ober- und Untertöne werden ausgeblendet und zwar von beiden Seiten.

Das Filter der stereotypen Rollen (Der Fragende auf der einen Seite und der Erzählende auf der anderen Seite) führt zur Objektorientierung. Das subjektiv Störende bleibt als Bodensatz im Filter hängen und bleibt unerkannt. Dabei ist das Störende der eigentliche "Erzählschatz". Er ist das Salz im Meer der Erzählung, die kristallisierte Trauer nicht geweinter Tränen zum Beispiel, die im und durch das Erzählen flüssig werden.

Aus narrativen Interviews werden erst dann tradierende Begegnungen, wenn der erzählende Mensch von der Rollenzuteilung (durch den Fragenden und durch die von sich aus angenommene Objektbezogenheit) nicht in Zugzwang gebracht wird.

Der Beitrag versteht sich als kritisches Weiterdenken von Basiswissen über narrative Interviews und war angeregt durch eine erziehungswissenschaftlichen Veröffentlichung der Martin-Luther-Universität Halle. Wittenberg, 30.1.06

http://www.erzwiss.uni-halle.de/gliederung/paed/allgew/material/ws05_06

Über Biographisch-narrative Gesprächsführung in der Soziologie nach dem Begriff "narratives Interview" von Fritz Schütze und über die Konzepte von Gabriele Rosenthal und Reinhard Völzke.

http://de.wikipedia.org/wiki/Biographisch-narrative_Gespr%C3%A4chsf%C3%BChrung

Online weiter u.a. zu: Arbeitsblatt zur Biographisch-narrativen Gesprächsführung (Gesprächsregeln mit Beispielen nach dem Workshop

Biographische Gesprächsführung vom 8/11.2004 Dr. Michaela Köttig, Uni Göttingen)

http://www.strukturnetz.de/download/Workshops/koettig_voelzke_fachtagung_biographisches_arbeiten2004_workshop.pdf

Letzete Gespräche mit den Wick-Zwillingen aus Absam

